

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1928)
Heft: 12

Artikel: Kinder in Neubauten : Abschnitte aus einem Prosastück
Autor: Genfer, Franz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kinder in Neubauten

Abschnitte aus einem Prosastück

von Franz Genfer

Stehlen ist ihre Leidenschaft. Im Krieg und im Frieden. Krieg aber beginnt immer so: Der Feind steht in den angrenzenden Straßen. Da lassen sie ihren Kriegsruf erschallen, einen langhingezogenen Ton, den sie in der Tiefe der Stimme ansetzen, ihn allmählich steigern, und zugleich dadurch, daß sie mit der flachen Hand auf den Mund schlagen, unterbrechen. Das nennen sie: den Präriehasen laufen lassen. Und der Präriehase läuft durch die Gassen, schallt in die Hausgänge, setzt in die Mansarden, über die Gärten, hinauf, hinüber, zurück, setzt, setzt. Und alles rüstet: in der Rechten den langen Eschenstock, den «Leopold» wie sie ihn nennen, in der Linken den «Bummi», ein kurzes Wurzelstück für den Nahkampf. Die Schleuder um den Leib gebunden.

Früher gabs viele Feinde. Man wurde mit ihnen fertig. Jetzt ist nur noch einer da, ein furchtbarer: die Jungen aus dem Zentrum. Diebgesindel, das Geld in den Taschen hat, das mit Gewehren aufrückt, mit Säbeln und Bomben. Ihre Vorhut wird aufs freie Feld gelockt und verhauen. Aber sobald das Schrot in der Luft siedet, die Bomben die Ackerschollen aufreißen, muß man zurück, erst übers Feld, hinter den Eisenbahndamm und, von Schüssen verfolgt, auf die nahegelegenen Hügel hinauf.

Die oben sehen dann auf ihre Plätze hinunter, wo fremdes Gesindel haust.

Die unten aber hausen wie in Feindesland. Neubauten sind für sie kein Schiff, kein Baum, keine Kutsche, kein Unterseeboot. Es sind Häuser, aus denen man Geräte stiehlt, wo Zündhölzer in die Sägespäne fliegen, in denen alles, was noch nicht fest ist, heruntergerissen wird und verbrannt.

Die auf den Hügeln sehen schweigend die Rauchwolken, die senkrecht im Himmel stehen. Aber sie wissen eins und rühren sich nicht.

Denn da ist die Sonne aus dem Westquartier. Plätze, die heiß sind. Äquatoriales Klima. Ringsum leuchten die Hausfassaden, wie die Felsen des Hoggar.

Man schwitzt.

Am zweiten oder dritten Tag schon steht der Feind unten zusammen.
Zu kleinen Trupps. Er schwitzt.

Ein Trupp geht. Der zweite folgt. Der dritte eilt dem ersten nach.

Ein leerer Teerplatz und heiße Sonne drin.

« Denen ist Teer wie Gift, » belehrt einer. « Während es für uns gut ist. »

Der das sagt, hat Augen, die tief liegen mit einem schwarzen Glanz. Um ihn herum stehen die Westquartierler. Sie haben das Rüstzeug zu Hause versorgt. Mit den Händen in den Hosentaschen lauschen sie, alle Mäuler halb geöffnet, um einen kleinen Menschen, der blonde Haare hat und einen weißen Teint, mit nichts drin, was farbig wäre. Aber einen kleinen Schädel, hart wie eine Nuß. Wenn er spricht, bewegt er die Hände.

Das ist Polly. Der Anführer. Das Haupt. Die Sonne unter den Platten.

So tief wie Polly denkt keiner.

*

Hier versammeln sich die Buben. Mitten drin. Zehn. Stehen zusammen. Und zwanzig Fäuste in zwanzig Hosentaschen. Auf was die warten.

Sie fühlen wie die Sonne ihnen kleine Trichter in die Kniekehlen bohrt und langen danach wie nach einer Fliege. Deshalb ist es immer nur eine Bewegung in der Schar dort – und hier mitten in dieser Sonnenstille. Der hat sie und sie ist bei einem andern wiederum: man zieht die Hand aus der Tasche, schlägt irgendwohin oder kratzt sich. Und die Hand rutscht wieder zurück in die Tasche. So ist die Bewegung. Der hat sie und jeder andere hat sie auch. Aber sonst ist es nichts. Nur daß man zu fühlen glaubt, wenn da eine Hand wieder in die Hose verschwindet, daß die Helle um wenig abnimmt – und man schaut unwillkürlich hinauf zur Sonne.

Die spinnt, schlägt ihr Rad und webt die Schatten in die Länge.

Unter den Buben röhrt sich keiner. Sie stehen und drehen der Sonne den Rücken zu. Vielleicht daß es etwas an sich hat so dazustehen.

Vielleicht.

Man ist auch nicht vollzählig. Nun man nimmt sich Zeit und wartet. Das ist es, man wartet. Wäre es etwas anderes, so müßte man einen Grund finden. Aber es läßt sich in Gottes Namen nicht alles einfach erklären. So ist das.

Überhaupt das beste wäre, wenn es vielleicht regnen würde. Ja

wenn der Regen wie in Bindfäden von den Dächern strömte. Dann hätte man seine Ruhe. Man säße in der Stube und würde dem Regen zusehen, wie er fiele. Dann fiele er von links oder kreuzweise von rechts und links. Das wäre das beste, wenn er so fiele. Schließlich ist ja einerlei, was für Wetter ist. Gemein ist nur, wie man sich ärgern muß.

Wie mißmutig man ist. Man macht kein Hehl daraus. Man steckt mit beiden Händen bis zu den Ellbögen in der Hosentasche. Was sollte man da anders sein als griesgrämlich. Man hat sein verdrießliches Gesicht, womit man schließlich noch ciao sagen kann. Am liebsten wollt man ja einem jeden Watschen links und rechts über die Löffel zingieren, daß er das Feuer im Elsaß sähe. Damit keiner sich einbilde, man wolle etwas von ihm. Man sei aus purer Menschenfreundlichkeit für die andern da, um mit ihnen zu spielen. Oder so etwas. Spielen! Hört hört! Ist man ein Knirps oder ein Großer. Das ist die Frage. Gut. Aber Knirpse spielen. Angewidert ist man vom ganzen Betrieb. Und damit ein jeder kapiert, woran er ist, spuckt man sich vor die Fußspitzen hin. «Dreck» sagt man.

Ho, man ist bös, im Grunde seines Herzens bös – von einer ganz bösen Sorte.

Und pfeift auf alles. Auch auf die Sonne. Bekanntermaßen am allermeisten pfeift man auf die Sonne. Wenn zum Beispiel einer käme, der krank gewesen ist (wie früher die kleine Orange), und er würde wieder gesund, so käme er wohl etwas lebhafter wie gewöhnlich zum Platz. Dann würde man so dastehen, sich nicht von der Stelle rühren. Keinen Wank würde man tun. Nur ganz rotznäsig grinsen und sagen:

«Wir hofften schon du seiest futsch.»

Oder:

«Sieh, sieh, grün ist er im Gesicht wie ein Totiger.» Ihn dann stehen lassen. Dem seine Falle hätte man genießen wollen, sein Käsgesicht, und wie es wieder davongetrottet wäre, das Muttersöhnchen. Scheiße, hätt ja mittrampen können, wenn es gewollt hätte.

Und von über einem Hausdach am Platz, wo ein Leintuch straff hängt im toten Winde, wie das unbeschriebene Aushängeschild einer Firma, geht ein Glänzen aus, ein ganz gelassenes, ein sehr intensives Leuchten.

«Sie klopft,» sagt einer unter den Buben. Er meint die Sonne, und es ist das erste Wort, das ausgesprochen wird, seit sie zusammengestanden sind. Die Stimme hört sich wie im Traum an.

Da plötzlich muß etwas los sein. Es kommt Bewegung in die Gruppe.

Alle Köpfe wenden sich und lauern nach einer bestimmten Richtung. Es meldet sich ein neuer. Noch in einer Seitenstraße. Dann steht er da und eine kleine Gestalt am Platzende wird hell. Sie bleibt stehen und blickt herüber.

Sofort geht es an ein Mustern. Hinüber. Herüber. Auf Steinwurfweite. Weil man etwas riecht, etwas ganz Außerordentliches schnüffelt. Alles an diesem Kerl, der dort Halt gemacht hat, ist verdächtig. Fuxen will der oder er ist glattweg ein Spion. Vielleicht daß er sich etwas umgehängt hat, womit er prahlen geht: eine Pochette, ein kleines Abzeichen, kurz eine Novität, über die man einfach herausplatzen wird vor Lachen. Vor Ärger. –

Für gewöhnlich hat sich aber ein jeder gehütet, seinen Stil in Frisur oder Kleidung nur im geringsten zu ändern. Weil nichts so verhaft ist wie die Stutzerei. Und ein Spitzname könnte hängen bleiben fürs Leben. Deshalb zieht man es vor, zu Hause in eine Ecke zu hocken, anstatt sich mit seinem Paar frischgekaufter Schuhe an den Füßen unter den Kameraden herumzutreiben. Denn eine Zensur herrscht unter den Buben, vor der nicht einmal das Harmloseste verborgen ist.

Schlimm genug, wenn sich da einer mitten in der Woche die Sonntagschale umhängen muß. Weil die ältere Schwester Hochzeit hat. (Frauenzimmer müssen doch immer heiraten.) Weil aber eine Begegnung in dem Aufzuge unersprießlich wäre, für beide Teile, muß der Sonntägler die Spielplätze meiden. Sich auf Umwegen herumtreiben. Leiden. Stößt er dennoch auf die Kameraden, sieht er nicht hin, grüßt nicht, muß Luft sein, schwören mit den drei erhobenen Fingern der rechten Hand: „Er kenn die alle zusammen nicht.“

*

Im Weichbild der Erinnerungen ist eines bald schwächer bald stärker gezeichnet, und es sind nicht immer die großen Begebenisse, die tief einschneiden. Man erwacht eines Morgens. Was sah man? Was man immer sieht. Einen Stuhl und ein ungewaschenes Hemd darüber gelegt. Eine Zahnbürste und das Abwaschwasser vom Abend her. Zwei staubige ausgetretene Schuhe vor dem Bett und eine angenagte Brotkruste auf dem Tisch. Was war dabei? Vielleicht daß man immer nur sieht. Aber plötzlich schüttelt es einem, bis man loschluchzt wie ein Gackhuhn, das sein Ei zertreten hat. –

„Roter! Mach den Affen,“ heißtts plötzlich unter den Buben, die am Bord sitzen.

Der Rote erhebt sein gebrechliches Gestell und so mit pendelnden

Armen und den Wiegegang in den Knien schreitet er die Reihe der Kameraden ab, grimassiert, die Zunge in die Unterlippe eingezwängt, nach Art der Affen, mit dem Blick verkniffen und treuherzig.

« Die Flöhe, die Flöhe, » brüllt der Chor. Und der Rote kratzt sich einarmig die Seiten, schabt sich, fletscht wenns ihm beliebt, stochert mit den Fingern ein Hosenrohr hinauf, langt sich ein Tierchen heraus, das er sich erst zum Besehen wie ein Kurzsichtiger auf die Nase setzt und dann zwischen den langen, den gelben Zähnen grinsend zermalmt.

Die Buben kennen das Spiel von alters her, und doch ergreift es sie, daß sie es nicht lassen können: einander auf die Rücken zu klettern, im Kopfhaar zu wühlen, wie alte Affenmütter emsig und todernst Flöhe zu pflücken.

Der Rote aber, wenn er sieht, daß das Spiel eingeschlagen hat, legt die Grimassierung ab, hockt seitwärts unbeteiligt in sich zusammen und grübelt blaß und finster.

Man kennt ihn weit über die Grenzen des Quartiers hinaus unter dem Namen « Orange ».

Er war zurückgeblieben im Wachstum und lange krank gewesen. Doch war er in jungen Jahren wie die andern. Normal. Hatte seine Beine benötigt zum Stehen. Trug den Schulranzen mit nichts drin wie eine Schiefertafel, auf der das

aaaaaaaaaaaaaaa

durchgeschrieben stand wie das Motiv eines alten Kirchenliedes, das eintönig von Beständigkeit und Treue eines kindlichen Gemütes singt.

Mit einem Galopp-Pferdchen war die Schwammbüchse bemalt gewesen. Er aber hatte darin Geld, bares in rotem Kupfer. Einen Marmelstein, ein Trambillet. Einen Regenwurm zuweilen. Und wenn er die Sachen beschautte, dann öffnete er die Büchse. Es mußte das heimlich geschehen. Er wog sie, bedachte den Wert, einzeln und insgesamt. Und siehe, es war gut, daß er das alles hatte. Es war glänzend. Kostbar. Er würde arbeiten. Seinen Reichtum verdoppeln, versiebenfachen, ihn hundertfältig machen. Er würde reich werden – und glücklich.

Und die Schwammbüchse kam zu unterst in die Hosentasche.

Denn auf die Schiefertafel spuckt man und wischt sie mit dem Rockärmel sauber. Aber die Schiefertafel wackelte im Schulranzen, wenn er ging.

« Anfänger, » hatten ihm ältere nachgeschrien. Da hatte er Zeitungen hinzugestopft und jetzt war sie stumm die Schiefertafel. Die andern sollten meinen: « Er trägt dicke Bücher und ist kein Dummer. »

Ins Quartier war er damals erst eingezogen und bewohnte mit Vater und Mutter ein Haus, das am Platz lag. Im zweiten Stock. Die gebürtigen Westquartierler aber haßten ihn. Er war ein Fremder – und auch weil er rotes Haar trug.

Er sollte lange nicht wissen, wie Freundschaft tut. Und daß es köstlich bestellt ist um zwei, die um ein Geheimnis wissen.

Er wurde stolz, wie es die Einsamen sind. Erster wollte er werden in der Schule. Der erste. Oder Schriftsteller und dann auch Polizist. Krank wollte er nicht werden. Er wurde es von außen her.

Eine Dachspelunke hatte das Haus. Dahin hatte man den Kranken abgeschoben. Unters Gerümpel gelegt. Bei zwei alten Kästen und fauler Wäsche. Der machte es ja nicht mehr lange. Wenn man ihn ansah, tat er einem nunmehr bloß noch leid. Und in dem einen der beiden Kästen hing Mutters weißes Hochzeitskleid und roch nach Naphthalin. Sein Bett kam der Längsseite unter die Abschrägung der Zimmerdecke. Kopfteil nach der Tür. Wodurch der Raum so eng gemacht wurde, daß einer kaum passieren konnte zwischen der Bettlade vorbei und den Kästen. Es war provisorisch gedacht gewesen.

Aber der Kleine hielt sich gut. Über Erwarten. Fünf Jahre hindurch mit nichts als ein wenig Sonnenschimmer und einem Lächeln ohne Anlaß zum gekalkten Himmel seiner Zimmerdecke. Hatte er aber Schmerzen, konnte er mit dem Nagel des Zeigefingers den Lack wegkratzen von der Kastentür. Lag mit seinem kaputten Teil nach oben, wie ein Spielzeug immer mit dem kaputten Teil nach oben liegt, wenn man es wegschmeißt. Daß man sich ärgert und es in die unterste Kommodenschublade wirft – wo es liegen bleibt.

Schon in der Genesungszeit konnte er die Mutter fragen, die jetzt häufiger zu ihm kam (es hätte ihr früher einfach das Herz abgedrückt).

« Mutter, was reist denn da eigentlich, wenn man im Zug fährt. Reist da der Zug oder reisen die Bäume? »

« Aber doch die Bäume nicht, dummer Joggel, » antwortete die Mutter.

« Mutter, ein Stern. Steht der und geht die Erde. Oder wie ist das? »

« Stehen oder gehen. Lieg du ruhig, » sagte die Mutter, die es wohl selbst nicht wußte.

Aber die kleine Orange ahnte bereits etwas vom Fixen, das beweglich ist und von der Beweglichkeit, die steht. Er hatte die Fliege beobachtet, wenn sie über die Tapeten strich. Und daß es schien, als ob die eng-gemalten Tapetenstäbe liefen.

Da hatte er die Sonnenmaschine konstruiert. Mit einem Uhrwerk und

einem Pappdeckel, den er in die Sonne visierte und der vom Uhrwerk getrieben wurde, daß seine Verlängerung immer in der Sonne stak und sich mit ihr senkte. Und wenn er über ihre Ebene hinausblickte, im Augenblick, wo die Sonne im Horizont versank, da sah er, daß es die Erde war, die heraufkam. Und er hatte etwas erfunden. Jetzt träumte er wieder von einem berühmten Leben, und er wollte es den Kameraden zeigen unten und alles explizieren.

« Es ist eine Fuchsfalle, » sagten diese, als es soweit kam. Einer stemmte den Fuß darauf, daß die Stützen sich bogen und schleuderte das Ganze in die Luft.

Der Rote lachte, lachte sich halb tot.

Er gehe jetzt, weil er noch nicht ganz feststehe auf den Beinen. Aber er werde wiederkommen.

Später einmal, fand sich ein Zahnrad wieder. Das war der Rest des berühmten Lebens. An jenem Zahnrad hatte er die Erdkugel heraufgerollt, daß ihm wurde, als sänke sich der Zimmerboden hinter ihm wie das Deck eines Schiffes, das mit dem Bug hochgeht. Und eine Angst hatte ihn befallen.

Nun traf er aber unter den Kameraden manche wackere Brust, die sich vor ihn hinstellte, wenn es für ihn gefährlich wurde. Und weil er allerorts verhaßt war, gab er für die, die ihn liebten, auch das Letzte her.

*

Mit einer Bewegung, stürmisch, unberechenbar, eilte Polly dem Spielplatz zu.

Wie kam es aber, daß er sie einfach nicht gesehen hatte.

Und alles geschah so plötzlich jetzt.

Ein kleiner Lackschuh wurde zwischen seine Füße vorgeschoßen. Dann folgte der Zusammenprall. Alles ungeheuer schnell. Er taumelte zurück. Sah nichts. Hörte nichts. Bloß der Schreck war in ihm, der winselnd hervorstieß: o, der Lackschuh, der schöne. Genau als hätte er etwas Unschuldiges kaputt gemacht. (Die Maus, die er vor einigen Tagen seziert hatte.)

Jetzt aber hörte er einen kurzen Aufschrei voll Schmerz. Ganz deutlich. Eine hohe Stimme, die geschrien hatte. Denn er hatte den Lackschuh unter seine Nagelschuhe getreten. Das Glanzlicht erlosch darin wie ausgeblasen.

Die Kalamität.

Polly hielt schützend den Ellbogen vor das Gesicht. Aber keine Ohrfeige kam.

Eine Frauenstimme sagte über ihm:
 «Aber Polly, Sie wollen mich ja umrennen.»
 Er sah auf.

Seine Lippen erbebten. — —

Pollys Kleid war blau von den Knien bis zum Halse. Stahlblau. Mit Reflexen drin von der Abnützung. Hoch zugeknöpft. Ein kleiner abstehender Kragen, aus dem der Hals wie über einem Servierteller hervorwuchs. Es war Mittelalter darin.

Er trug den Nagelschuh und war Sohn wohlhabender Eltern. Es gab ja unter seinen Kameraden welche, die barfuß kamen. Er sei aus der Art geschlagen, sagten die zu Hause, und zuweilen noch, aus ihm werde bestenfalls ein Landstreicher.

Sein Vater.

Ein wortkarger, nervöser, ungemütlich finsterer Herr Direktor, der immer gleich grau gekleidet geht.

Seine Mutter.

Die noch schöne, etwas verwöhlte Frau, blond und eitel, die gewöhnlich laut an seiner Kleidung nörgeln muß, wenn Polly ihren Salon betritt, um Damen bei einer Teevisite sein Kompliment zu machen. Ihn dann sofort wieder entläßt, mit den Worten:

«Geh und wasch dir erst einmal das Gesicht.»

Diese Mutter sah er nur selten.

Kind eines großen, leeren Hauses.

Kind der Dienstboten.

Und die Teedamen, die hinter ihm herlachten, wenn er ging, denen hätte er mehr als nur die Schuhe zertrampft....

Jetzt aber war es bloß ein Lackschuh gewesen. Und das war die Kalamität.

Denn vor ihm stand die Dame mit der grauen Schärpe. Die einzige, die einmal für ihn eingestanden war, als die Mutter ihn mit dem stereotypen: Geh und wasch dir erst einmal das Gesicht, hinauskomplimentieren wollte. Wie einen Hausierer.

«Aber nein und bittschön. Ja warum denn das? So erlauben Sie mir doch. Der Junge ist ja so lieb. Und, ach, setzen Sie sich hierher, ganz nahe. Wie blond der Junge ist. Wir haben soviel miteinander zu plaudern.»

Alles das hatte die Dame mit der grauen Schärpe gesagt.

So saß er denn: warmer Lehnsessel, Salon, den er nie betreten durfte — und ihr Gesicht.

Er hatte ihr Profil gesehen, da wo sie saß, mit dem Rücken gegen die Fenster gekehrt, daß sie das Licht teilte.

Es waren große Schatten um sie. Aber auch ein großes Licht.

Dann sprach sie zu ihm.

Da hatte er in ihre Augen hinuntergesehen.

Sie fragte. Er antwortete.

« Als Mädchen... »

Sie hatte ihm aus ihrer Jugend erzählt.

« Ich war immer unter Buben. Wir hatten ein Boot. Mein Platz war am Steuer. »

« Sie kommen aus dem Ostquartier, » antwortete Polly prompt.

Aber er hatte sich geirrt. Sie sei am Meer aufgewachsen.

Das Meer. Die Augen.

« Wir haben keine Schiffe, » sagte Polly. « War das Meer dort sehr tief? »

Er hatte in ihre Augen gesehen.

« Wir haben Plätze, die sind wie Seen. Aber Schiffe natürlich... andere und dann sind sie nicht seetüchtig... man muß manchmal etwas erfinden... und da... »

Dann mußte er gehen. Mitten im Satze.

Er sah sie nie mehr. –

« Es tut ja nicht weh. »

Jetzt sah er sie wieder mit ihrer Stimme, die vom Wehtun sprach.

Polly stand wie ein Pfeil, der einmal hochgegangen ist, fällt, und sich in die Erde einrammt.

Plötzlich aber war er auf den Knien und rieb mit dem Taschentuch den Schuh ab. Rieb ihn zusammengekauert und niedrig am Boden. Mit einem Taschentuch, das schwarz wurde, weil er gegen den Schuh hauchte.

Er wollte sein Glanzlicht wieder haben.

Die Dame mußte ihn an den Schultern hochziehen. Sie war verlegen gewesen.

Dann ging sie. Ging.

Und die ging, weil sie einen andern hatte. Aber warum hatte sie einen andern. Polly kannte des Rätsels Lösung.

Aber er glaubte eines noch. Er glaubte: das Weib liebt. Und nannte Liebe jenes Gefühl, das sich im Körper so breit macht, als flösse nur Seele darin herum. Sonst hatte er mit den Kindereien so ziemlich abgewirtschaftet. Aber diesen Glauben hatte er noch.

Daß er nachts sehr schlecht schlafe, hätte er ihr sagen wollen. Daß seine Mutter zu ihm heraufgekommen sei. Schon zweimal.

Was er denn habe, daß er so spektakle.

Ach nichts. Er habe sich nicht mehr in den Fingern. Nur das.

Daß es ihretwegen wäre, darüber schwieg er.

Dann wollte er noch hinzufügen, daß er grausam werde. Daß er Mäuse seziere bei lebendigem Leibe.

Ja, das wollte er noch hinzufügen.

Aber dort ging sie. Er sah deutlich ihre Gestalt. Ihr Gesäß, das fest war und ihre schlanken guten Beine.

Und er hätte sie fassen mögen. Eine Tat vollbringen, bevor sie ihm enteilte.

Er hatte einmal gesehen, wie die Pferde eines Bierbrauerwagens durchbrannten und wie die schwere Fuhré endlos durch die Straßen raste.

Er hätte sich ins Gespann werfen mögen, an die siedenden Nüstern der Hengste, an ihre zertrümmernden Schenkel, abgeworfen werden – dort, wo sie stand. Vielleicht, daß sie ihn dann zu sich genommen hätte, damit er sie küssen möge auf den Mund, auf ihren Körper überall, wo es warm war von seinen Wünschen.

Es war so unverständlich, wie alles geschah. Von Anfang bis jetzt immer. So hoffnungslos. Und doch wollte er vernommen haben aus den Stimmen, die unter dem Gerede mit Worten, innen im Menschen wie Bienen in ihrem Korb Waben richten, kaum vernehmbar summen – und doch sind sie da, füllen die Zellen, wachen an der Arbeit – in ihm drin, wohin man lauscht, wenn es einem schlimm geht im Leben: dort wollte er vernommen haben die Stimmen, er müsse tapfer sein und hart kämpfen.